

DAVID GILMAN

ro
ro
ro



LEGENDEN
— DES —
KRIEGES
DER EHRLOSE KÖNIG

HISTORISCHER ROMAN





David Gilman

Legenden des Krieges: Der ehrlose König

Historischer Roman

Aus dem Englischen von Michael Windgassen

Über dieses Buch

Vor der Gnade steht der Kampf.

Normandie, zu Beginn des Hundertjährigen Krieges. Thomas Blackstone, Ritter der englischen Armee, hält in Nordfrankreich mehrere Städte für seinen König. Wieder und wieder greifen er und seine Männer von dort aus an und fügen den Gefolgsleuten des französischen Königs empfindliche Niederlagen zu. Thomas' Ruf erreicht schon bald Paris. König Johann erinnnt einen Plan, um seinen Gegner auszuschalten. Der Mann, den er auf Thomas ansetzt, kennt keine Skrupel: der ebenso schlaue wie grausame Schlächter Gilles de Marcy. Es dauert nicht lange, bis sich das Netz um Thomas Blackstone und seine normannischen Verbündeten zuzieht ...

«David Gilman ist ein Meister. Seine Bücher sind minuziös recherchiert, historisch korrekt und gleichzeitig packend und spannend. Er schreibt in derselben Liga wie Bernard Cornwell.»
(Army Rumour Service Review)

Vita

David Gilman, aufgewachsen in Liverpool, kutscherte schon als 16-Jähriger in einem zerbeulten Ford Bauarbeiter durch den afrikanischen Busch. Verschiedenste Jobs überall auf der Welt folgten: als Feuerwehrmann, Waldarbeiter und Werbefotograf, als Marketingmanager eines Verlags und Fallschirmjäger in der British Army. Seit 1986 widmet er sich vollständig dem Schreiben. Er ist erfolgreicher Radio- und Drehbuchautor, seine Kinder- und Jugendromane wurden in 15 Länder verkauft. Heute lebt er in Devonshire und fährt einen störrischen alten Landrover.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel «Master of War: Defiant unto Death» bei Head of Zeus Ltd, London.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Oktober 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«Master of War: Defiant unto Death» Copyright © 2015 by David Gilman

Redaktion Tobias Schumacher-Hernández, Berlin

Karte Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg, nach der Originalausgabe von Head of Zeus

Umschlagabbildungen Stephen Mulcahey, Nik Keevil/Arcangel Images

ISBN 978-3-644-40106-8

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

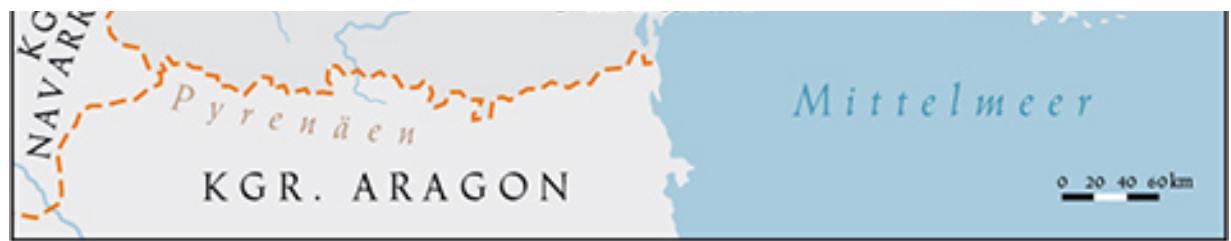
Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Für Suzy, wie immer

KGR. FRANKREICH 1356





Die Kriegswunden bluteten noch.

Vor zehn Jahren war die größte Armee der Christenheit bei Crécy aufgerieben worden, als die Bogenschützen um Thomas Blackstone ihre tödlichen Pfeile auf Ritter und Pferde, Fußsoldaten wie Prinzen hatten regnen lassen. Von diesem schmutzigen Schlachtfeld war Blackstone emporgestiegen; er hatte Seite an Seite mit dem Sohn des englischen Königs gekämpft und ihm das Leben gerettet. Schwer verwundet aus dem blutdurchtränkten Schlamm gezogen, war er, Blackstone, von seinem König geadelt und zum Sterben gesalbt worden. Es gab keine höhere Auszeichnung, als in der Schlacht zum Ritter geschlagen zu werden, und Sir Thomas Blackstones geschundenem Körper gelang es, den dunklen Mantel des Todes abzuschütteln. Seit diesem Tag hatte König Edward seinem Anspruch auf den französischen Thron über die Jahre immer wieder Nachdruck verliehen. Er hielt Calais, das Einfallstor nach Frankreich, doch die mächtige Nation ließ sich nicht bezwingen.

Die Pest hatte beide Königreiche heimgesucht und sie durch massenhaftes Sterben um ihre Steuereinnahmen gebracht. Beide Monarchen waren nicht mehr in der Lage, den Krieg zu finanzieren, geschweige denn, die Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Noch nicht. Doch dazu sollte es schließlich kommen – wenn die normannischen Barone, ebenso trickreiche wie streitbare Männer, die in Frankreich mehr Macht gewinnen wollten und ihrem König grollten, stark genug sein würden, um ihn herauszufordern.

Erster Teil

Der blutrünstige Priester

Kapitel

Eins

Es hieß, Thomas Blackstone gleiche einem Gespenst auf einem Friedhof. Seine Anwesenheit war zu spüren, doch wer sich umdrehte, um ihm entgegenzutreten, wurde im selben Moment niedergestreckt. Und niemand wusste, wo und wann der narbengesichtige Engländer das nächste Mal zuschlagen würde. Dass er unter dem Schutz normannischer Barone stand, war bekannt, aber sooft mörderische Söldner unter der stillschweigenden Billigung des französischen Königs versuchten, ihn in den Wäldern des Nordens zur Strecke zu bringen, fand man wenig später ihre Leichen aufgeknüpft am Wegesrand.

Sein schrecklicher Ruf hätte womöglich Schaden genommen, wenn ihn seine Feinde an diesem stürmischen Tag gesehen hätten. Gischt spritzte hoch, als die aufs Ufer zurasenden Wellen auf ablandige Sturmböen trafen, die das Meer

aufwühlten. Von den fünfzehn Seemännern an Bord der Kogge, die in diesen kalten Hexenkessel geraten war, standen zwei am Helmstock, um den dreißig Tonnen schweren Koloss auf Kurs zu halten. Die Flut stieg, und alle hofften, dass die Sandbank vor ihnen ausreichend hoch überspült war, denn wenn ihr Schiff auf Grund liefe, würden alle, die sich an Deck befanden, in die schäumenden Wellen und das Schlickwatt dahinter geschleudert. Sir Gilbert Killbere, sein Mentor aus vergangenen Tagen, kam Blackstone in den Sinn. Den Ort der Schlacht wähle du!, lautete seine Devise. Die klobige Kogge, auf deren Deck er stand, hatte zu jener Flotte gehört, mit der Edward vor zehn Jahren nach Frankreich gesegelt war. Sie mochte zwar noch seetüchtig sein, wie ihr Kapitän behauptete, doch hatten ihr die zehn Jahre nicht wirklich gereicht, um sich von dem kräftezehrenden Einsatz zu erholen, und die Wellen schienen leichtes Spiel mit ihr zu haben.

Blackstone genoss das beißende Salz im Gesicht und füllte seine Lungen mit kalter Seeluft, während er sich am Dollbord des schwankenden Schiffes festhielt. Der Mageninhalt kam ihm hoch, und er erbrach sich über den Bug, wohl wissend, dass die Männer hinter ihm, die sich wie er an der Bordwand festklammerten, nicht verschont bleiben und mit den Resten seines Brotes vom Vorabend bedacht werden würden.

«Wie lange noch?», brüllte er in Richtung Achterdeck, wo der Kapitän, im Unterschied zu Blackstone und seinen Männern, breitbeinig stand und eine Hand ans Ohr hielt, um die Worte des Ritters aufzufangen.

«Ich sag's dir, wenn ich's weiß, Sir Thomas! Wenn ich's weiß!
Und keinen verdammt Moment eher!»

Blackstone versuchte, das Gleichgewicht zu halten, wickelte sich eine Schiffsleine um den Arm und hob den silbernen Anhänger, den er an einer Kette um den Hals trug – ein Abbild von Arianrhod –, an seine feuchten Lippen. Die keltische Göttin war ihm damals von einem sterbenden walisischen Bogenschützen in der Schlacht um Caen gegeben worden. Sie hatte ihn immer beschützt, doch ihm war so elend, dass er nun auf der Suche nach Erleichterung einen Schritt weiterging.

Lieber Herr Jesus, betete er in Gedanken, allzu oft habe ich dir den Rücken gekehrt und mich auf den Aberglauben der Heiden verlassen. Aber ich schwöre bei allem, was mir heilig ist, dass ich, wenn du mich von dieser Folter erlöst, der nächsten, ärmsten Kirche, auf die ich stoße, einen Teil meiner Beute aus der bevorstehenden Schlacht überlassen werde.

Ein Mann trat neben ihn. Auch er taumelte und musste sich festhalten, verriet aber keinerlei Anzeichen von Übelkeit. Mit Hilfe des beißenden Winds wischte er sich die langen Haare aus dem Gesicht. «Versprechen an Gott werden selten gehalten, mein Herr. Besser ist es, den Magen um Trost zu bitten», sagte Guillaume Bourdin, Blackstones Knappe, der die Gedanken seines Herrn erraten zu haben schien. Dem jungen Kämpfer konnten die tosenden Wellen nichts anhaben. Blackstone hingegen spürte, wie sich ihm der Magen umkrempte, sobald er den Blick hob. Beschämt straffte er die Schultern. Seit der Überfahrt nach Frankreich vor zehn Jahren war Blackstone nie

wieder an Bord eines Schiffes gewesen. Er hatte sich geschworen, dass es das letzte Mal gewesen war, doch jetzt war es wieder wie damals: Der Horizont hob und senkte sich, und so auch sein Magen. Nichts hatte sich geändert.

«Die Männer?», erkundigte sich Blackstone und musste mit ansehen, wie das Heck von einer mächtigen Woge in die Höhe geworfen wurde und das Schiff eine dermaßen prekäre Schieflage annahm, dass es der Länge nach zu kippen drohte. Blackstone und Guillaume umklammerten die Haltegriffe. Der Kapitän brüllte ein Kommando, das niemand verstand, und das Schiff rutschte ins Wellental, wo es sich bebend wieder aufrichtete. Das einzige Segel knatterte, die nasse, harte Leinwand krachte wie eine umstürzende Eiche. Blackstone blickte über das Deck und sah, wie sich seine Männer Schulter an Schulter hinter ihren Schilden duckten und zu behaupten versuchten. Sie machten einen erbärmlichen Eindruck. «Sind sie kampfbereit?», fragte Blackstone.

«Jeder Dritte ist noch zu schwach; die Hälfte könnte die Burgmauern erreichen, der Rest wäre kräftig genug, sie auch zu erklimmen und zu kämpfen.» Guillaume kniff die Augen vor der heranfliegenden Gischt zusammen. Die Küste und ihre gefürchtete Sandbank rückten näher. Die *Saint Margaret* war doppelt so lang wie breit und mit all den Männern und Fässern voller Teer und Öl überladen. Sie schlingerte bedenklich hin und her.

«Du grinst wie ein Mönch mit einer Kerze im Arsch! Hüte dich, deinen Herrn zum Narren zu halten, Guillaume – er kann

dir das Leben zur Hölle machen.»

«Verzeiht, aber wenn wir den Seemännern glauben können, brauchen wir uns über den Angriff auf die Burg nicht den Kopf zu zerbrechen. In der Mündung des Zuflusses herrscht eine vertrackte Querströmung, und das Schwemmland dahinter ist für Ross und Reiter unpassierbar. Die Festung einzunehmen sollte die geringste unserer Sorgen sein.»

Wieder erschütterte ein mächtiger Brecher das Schiff. Guillaume duckte sich, um den Stoß abzufangen. Er war geschmeidig und kräftig, darauf gedrillt, sich mit Schwert, Axt oder Morgenstern schnell zu bewegen. Erst neunzehn Jahre alt und mit dem jugendlichen Gefühl der Unsterblichkeit gesegnet, kämpfte er an Blackstones Seite, seit er ihm die Treue geschworen hatte.

Der Wind trug einen Warnruf heran. Der Kapitän hatte die Mannschaft aufgefordert, ihr Gewicht auf das gereffte Segel zu verlagern. «Macht Euch bereit, Sir Thomas!», brüllte er. «Verliert Ihr hier einen Mann, holt ihn der Teufel.»

Blackstone fasste die Leine eine Schlinge fester und spürte, wie sich das Schiff hob und mit markerschütternder Wucht auf einem Wellenberg aufsetzte. Guillaume verlor den Halt und prallte so heftig gegen die Bordwand, dass ihm die Beine unter dem Körper weggerissen wurden. Wild fuchtelte er mit den Händen, um sich irgendwo festzuhalten. Blackstone löste seinen Griff an der Leine, die ihm brennend über den Handteller rutschte. Er packte Guillaume beim Kragen und hielt krampfhaft an ihm fest, spürte aber, dass er den Fliehkräften

an Bord nicht widerstehen konnte und der Knappe ihm entrissen zu werden drohte. Das Gesicht des jungen Mannes wirkte gefasst und zeigte wieder jene Entschlossenheit, die ihm seit Kindesbeinen eigen zu sein schien. Blackstone erinnerte sich an diese Miene, mit der er als Knabe seinen sterbenden Herrn zu schützen versucht und mit zitternder Hand einen Dolch gegen Blackstone erhoben hatte. Nun aber verrieten seine Augen einen plötzlichen Anflug von Panik. Kein Wort kam über seine Lippen, doch warf er einen letzten verzweifelten Blick auf seinen Herrn, als ihn eine mächtige grüne Woge erfasste, die, über dem Bug brechend, bis zur Mastspitze aufschäumte.

Hilflosigkeit und Reue überfielen Blackstone. Er hätte Jennah of Hythe, den Kapitän des Schiffs, auf dem Boden der Spelunke in Bordeaux liegen lassen und dem betrunkenen deutschen Söldner, der den Streit angefangen hatte, zugestehen sollen, dass er ihm die Kehle aufschlitzte. Stattdessen aber war Blackstone dazwischengegangen. Er hatte den vierschrötigen Schläger mit einem Fußtritt außer Gefecht gesetzt, während dessen Männer Jennah am Boden festhielten. Messerstechereien in Hafenkneipen endeten oft tödlich, aber einen wehrlosen Mann zu töten war schlimmer als ein Schwein zu schlachten, und Blackstone hatte dem Einhalt gebieten müssen. Es sei nicht besonders klug, sich mit Fremden anzulegen, hatte er zu dem Deutschen gesagt, als der ihn bedrohte. Doch der betrunkene Messerstecher griff an – was dumm von ihm war, denn Blackstone und Guillaume hatten ihn

im Handumdrehen entwaffnet. Meulon, Blackstones Hauptmann, besorgte das Weitere und schlitzte ihm und seinen Kumpanen so tief die Kehle auf, dass sie keine Luft mehr zum Schreien hatten. Die alte Hure, der die Kneipe gehörte, beklagte sich lauthals, doch Meulon zeigte nur mit der Klinge auf sie und zog seine zotteligen Augenbrauen in die Stirn. Worte waren nicht nötig. Die Frau gab dem Kind, das ihr diente, einen Tritt, worauf es einen Eimer Wasser über die Blutlache am Boden goss und sie mit Sägemehl bestäubte, während die Männer die Toten durch Seitengassen zur Kaimauer schleiften. Das Klatschen war kaum zu hören, als sie zwanzig Fuß tiefer auf dem Wasser auftrafen. In der einrückenden Armee des Prinzen würden drei fehlende Männer nicht weiter auffallen.

Und Kapitän Jennah war dankbar. Während etliche Runden sauren Rotweins ausgeschenkt und ein Hammelbraten aufgetischt wurden, spann er Seemannsgarn über seine Fahrten entlang der wilden Küste im Westen Frankreichs und kam auf eine Festung fünfzig Meilen flussaufwärts zu sprechen, die sich in der Hand des französischen Königs befand und von großer strategischer Bedeutung war, weil sie eine wichtige Brücke sicherte. Gerüchten zufolge lagerten dort Waffen für die Unterstützer der französischen Krone. Hoch im Norden gelegen, war die Festung für den Prince of Wales kaum zu erreichen, und dessen loyalen Feldherrn aus der Gascogne, den Captal de Buch, hinderte sie daran, mit seinem Heer über Bordeaux hinaus vorzudringen. Der englische Prinz war auf Landgewinn und Kriegsbeute aus, nicht auf eine lange,

kräftezehrende Belagerung in sumpfigem Gelände, weshalb er seine Kämpfer nach Süden geführt hatte. Gegen Ende des vergangenen Jahres hatte er Bordeaux erreicht, von wo aus er Ausfälle in den Süden und nach Osten unternahm. Wie ein Korken in der Flasche steckte die Festung in einem von den Gezeiten durchfluteten Meeresarm, über dem fast immer ein stinkender Nebel aus Gasen des Marschlandes schwabte. Bei Ebbe glich das Gelände ringsum einem morastigen Teufelsschlund.

Blackstone ließ seinen Blick durch den düsteren Raum schweifen. Auf dem Kaminrost knisterten glühende Scheite, von denen beißender Rauch aufstieg. Zwei oder drei schemenhafte Gestalten wankten umher. Ein kalter Windstoß sorgte kurz für Frischluft, als eine Tür geöffnet und sogleich wieder geschlossen wurde, doch der Gestank nach abgestandenem Schweiß ließ sich davon nicht vertreiben. Die Wirtin trat fluchend auf Männer ein, die wie Wülste aus Sumpfgras schlafend am Boden lagen und sich nicht rührten. Sumpfland. Ob es gelänge, mit einem Boot flussaufwärts zu fahren? Hatte er die Frage schon gestellt oder kam er erst jetzt darauf? Jemand hatte gesagt, nur Narren würden einen Überfall wagen, selbst wenn sie der Festung auf dem Wasserweg nahe kommen sollten, was aber wohl ausgeschlossen sei, weil ein flaches Boot nicht hart am Wind segeln könne.

Kannte sich Jennah of Hythe in diesen Gewässern aus? Blackstone, fast so betrunken wie der weindurchtränkte

Schiffsmeister, fasste einen Plan, von dem er sich reiche Beute und eine Schlappe für die Franzosen, die Feinde seines Königs, versprach. Edward und dessen Sohn war er zur Treue verpflichtet.

Das Gesicht des Seemanns hatte die Farbe gegerbten Leders. Gefäßreiser vom Trinken und von schwerem Wetter röteten Wangen und Nase. Mit dem Unterarm wischte er sich den Mund, von dem Wein tropfte. «Ob ich mich auskenne? Ich spreche aus zwanzigjähriger Erfahrung, habe mein Schiff von Bordeaux nach Southampton gesteuert und zurück, den Frachtraum voller Gascogne-Wein für meinen König. Mit über zwanzig Männern, die wie vertäute Fässer zusammenhielten, sind wir '46 in Frankreich eingefallen. Über zwanzig! Andere hatten nicht mehr als ein Dutzend an Bord. Weniger! Ich habe die Jungs übergesetzt, und sie hatten trockene Füße, als sie an Land gingen. Wart Ihr nicht auch mit dabei, Master Blackstone?»

Blackstone nickte. Nicht einmal in betrunkenem Zustand konnte er diese höllische Überfahrt vergessen, obwohl sie geradezu harmlos gewesen war im Vergleich zu dem, was ihn auf den Schlachtfeldern erwartet hatte.

Jennah legte eine Hand auf Blackstones Schulter, und die Augen waren ihm schon zugefallen, als er mit schwerer Zunge lallte: «Nie zuvor habe ich mit einem Ritter gezecht, Sir Thomas. Ich fühle mich geehrt, und wäre mein Schiff nicht von diesem Waffenmeister beschlagnahmt worden, zusammen mit der Fracht – meiner Fracht! Aye! Meinen Vertrag bin ich los, so ist

es. Bin aus dem Dienst für meinen König entlassen worden, einfach so. Aber, was ich eigentlich sagen will ... Könnte ich noch über mein Schiff verfügen, würde ich es Euch überlassen, in Euren Dienst stellen.» Jennahs Kopf fiel auf den Tisch. Sein Becher kippte um. Blackstone wankte zur Tür, stieß sie mit der Schulter auf und machte sich auf den Weg, dem gascognischen Feldherrn seinen ehrgeizigen Plan zu unterbreiten.

Jean de Grailly, dessen eingeschworene Truppen für die englische Krone kämpften, gehörte einem der vornehmsten Häuser im Bordelais an. König Edward konnte sich glücklich schätzen über seine Gefolgschaft. Er war einer der jüngsten und fähigsten Heerführer überhaupt, hatte für den König wichtige Siege errungen und trug immer noch den alten Feudaltitel Captal de Buch. In ganz Frankreich war er wegen seiner verwegenen Attacken, die die Gebietsansprüche des englischen Königs untermauerten, berühmt-berüchtigt. Blackstone schätzte ihn auf drei- oder vierundzwanzig, wähnte ihn also um ein paar Jahre jünger als sich selbst. Es war ungewöhnlich, dass ein so vornehmer Herr einem Geringeren Audienz gewährte, aber Blackstones Ruf und Stellung beim König wie auch gerüchteweise beim normannischen Adel durften nicht unterschätzt werden. De Grailly musterte den abgerissenen Mann, der vor ihm stand. Blackstone war mindestens einen zweiwöchigen Ritt von zu Hause entfernt. Über die Jahre hatte der narbengesichtige Ritter immer wieder Zuflucht und Schutz gefunden bei englischen Seneschallen und

Vertretern des gascognischen Adels, wenn er, Vieh und Lebensmittel raubend, die wärmeren Gebiete südlich der Normandie durchstreifte, ohne sich auf Kampfhandlungen einzulassen oder dem Prinzen gefällig zu sein. Hier im Südwesten trug der Adel seine uralten Fehden unter sich aus. Manche Edelmänner waren käuflich, andere wurden niedergerungen, wenn es galt, Grenzen zu verschieben. Und so fragte sich de Grailly, warum Thomas Blackstone zu ihm gekommen war. Der Engländer hatte sich mit fünfzig Reitern, die eine Herde Vieh und Karren voller Vorräte für den Winter mit sich führten, auf den Heimweg gemacht. War er, der Engländer, ein Bündnis eingegangen mit einem der Feudalherren aus dem Süden?

Blackstone war nüchtern, doch als er seinen waghalsigen Plan erklärte, wurde ihm fast schwindlig. Ihm war, als legte sich eisiger Morgenreif um sein Herz. Was seinen Ehrgeiz in der durchzechten Nacht beflügelt hatte, kam ihm nun geradezu wahnwitzig vor. Aber der Winter war hart und noch lange nicht überstanden, und er brauchte Geld und Waffen für seine Männer. Er nahm den Becher Gewürzwein, der ihm angeboten wurde, dankend an, ließ sich seine Unsicherheit nicht anmerken und schilderte sein Vorhaben.

De Grailly hörte ihm aufmerksam zu. Wie nur wenige verstand er sich darauf, von Rangunterschieden abzusehen, wenn ein erfahrener Kämpfer einen Plan unterbreitete, der Sieg und Ruhm versprach.

«Du willst, dass ich dein Schiff freigebe?», sagte de Grailly, weniger überrascht von der Bitte als von Blackstones Ausführungen.

«Ja. Und wenn er uns hilft, bitte ich darum, dass er seine Fracht zurückerhält und, nach England zurückgekehrt, einen guten Gewinn erzielt.»

«Thomas», erwiderte de Grailly, dem nicht ganz klar war, ob er den Plan als irrsinnig abtun oder tatsächlich eine Chance darin sehen sollte, sein Territorium nach Norden hin auszuweiten. «Du weißt, wie viele Männer auf der kleinen Kogge Platz finden? Ein Dutzend, vielleicht eine Handvoll mehr. Was du vorhast, ist unmöglich.»

Vielleicht hat er recht, dachte Blackstone. Sich der wütenden See auszusetzen und sich dann mit rasch wechselnden Gezeiten flussaufwärts vor eine feindliche Festung zu wagen, von deren Wehranlagen man nichts wusste, mochte wohl heißen, den eigenen Untergang heraufzubeschwören. Schiffsmeister Jennah hatte gesagt, dass der Festung zum Meer hin eine kleine Halbinsel vorgelagert war, über die seine Männer bis vor die Burgmauern gelangen könnten, vorausgesetzt, dass sie nicht von der Flut überspült sein würde. Weiteres war nicht bekannt. Blackstone rechnete damit, das Haupttor niederbrennen und die Verteidiger der Garnison – wie viele waren es? Sechzig oder mehr? – im Innenhof überrumpeln zu können. Und es war zu hoffen, dass de Grailly rechtzeitig mit Verstärkung zur Stelle sein würde.

De Grailly sagte: «Die Franzosen kontrollieren den Fluss und die Straße. Sie werden wohl auch flussabwärts Boote in Bereitschaft halten, Boote, die wendiger sind als ein Schiff. Möglich, dass sie schon auf dich warten.»

«Meister Jennah meint, wir können uns die Flut zunutze machen. Wir treiben mit ihr landeinwärts. Boote von oben kommen nicht dagegen an.»

Es war still zwischen de Grailly und Blackstone, während beide über die Idee nachdachten. De Grailly erkannte, dass, wenn er nach Norden vorstoßen und dem französischen Unterleib eine tiefe Wunde beibringen würde, er seine Truppen ins Landesinnere und nach Süden lenken, den Feind in die Zange nehmen und Périgueux einnehmen könnte, eine große Stadt in französischer Hand. Nervös tippte er mit dem Zeigefinger auf den Tisch. Zu weit, zu schnell? Zu offen an der Flanke? Forderte der englische Ritter sein Glück nicht allzu sehr heraus?

Blackstone brach das Schweigen. «Nehmt die Garnison ein, erbeutet das Waffenarsenal, und Ihr schlagt eine Wunde, die sie ausbluten lässt. Ihr kontrolliert den Fluss und die Straße nach Norden; Euer Rücken ist geschützt, und der Prinz wird Euch auf beide Wangen küssen und mit Ruhm überschütten.»

«Und du, Thomas? Was springt für dich dabei heraus?»

«Ich nehme so viele Waffen mit, wie ich tragen kann, das Silberzeug und die Münzen, die für die Söldner bestimmt sind und für die Landjunker, die auf König Johanns Seite stehen. Ihr

habt den Sieg und ich die Beute. Mit Ruhm allein kann ich meine Männer nicht besolden.»

De Grailly nickte. Für den Engländer war das Risiko größer. «Ihr müsst diese Straße sichern», erklärte Blackstone. «Seid zur Stelle, wenn ich die Tore niederbrenne und die Burg stürme. Wenn Ihr nicht kommt, sitze ich in der Falle.»

«Und wenn du es nicht schaffst, die Burg zu stürmen? Dann bin ich geliefert. Sechshundert Männer kann ich nicht einfach kehrtmachen lassen. Den Franzosen wird mein Vormarsch nicht unbemerkt bleiben; sie werden sich mir in den Weg stellen, meinen Kopf dem französischen König ausliefern und am Prinzen Rache üben.»

«Und Euer Pferd könnte stolpern und Euch zu Fall bringen; mir könnte ein Wegelagerer auflauern und ein Messer zwischen die Rippen stecken. Der Tod lauert überall auf uns. Es kommt darauf an, ihn zu überlisten und auf Abstand zu halten», antwortete Blackstone.

Von der Welle erfasst, stürzte Guillaume der Länge nach über das Deck. Geriete das Schiff jetzt wieder in eine Rollbewegung, wäre er verloren. Blackstone konnte nichts tun. Seine Hand, aufgescheuert an der rauen Leine, blutete, und als er, wie ein Flaschenzug im Sturm hin und her schaukelnd, einen letzten verzweifelten Versuch unternahm, seinen Knappen zu packen, sah er, wie sich ein Schatten aus dem Haufen der beieinander kauernden Männer löste. Eine stämmige Gestalt, die Augen kaum sichtbar und der schwarze Bart salzverkrustet, warf sich

auf Guillaume und entriss ihn dem tosenden Wasser. Es war Meulon, der den kleineren Mann wie einen Schild an sich riss und dann seinerseits von Gaillard gehalten wurde. Zusammen hatten die beiden genug Kraft, um ein halbes Dutzend Männer im Handumdrehen zu bezwingen. Der Wut des Meeresgottes verwehrten sie dieses Opfer – und wie ein Tier, das sich in seinen Bau zurückzieht, verschwand Guillaume hinter der menschlichen Schildwand.

Blackstone rutschte aus und prallte, an der Leine festgeklammert, ungebremst vor die Bordwand. Der Schmerz, den er spürte, machte ihn wütend und verdoppelte seine Kräfte. Und dann ging ein Beben durch das Schiff, und man hörte das unheimliche Geräusch, mit dem Holz über Sand kratzt. Die geklinkerte Kogge war so dickbauchig wie eine fette Sau. Zwar geriet sie wegen der gebogenen Rippen leicht ins Schlingern, doch dank des flachen Bodens konnte sie seichte Gewässer befahren, und von der nächsten Flutwelle wurde sie über das Kieselbett der Flussmündung getragen. Mit einem Mal fand sich das Schiff in sehr viel ruhigerem Wasser wieder, das sich zu beiden Seiten an die zweihundert Schritt weit ausdehnte und mit Wattinseln und faulenden Baumstümpfen durchsetzt war, in denen sich heulend der Wind verfing.

Blackstone wandte sich den Männern zu. «Auf die Füße! Hoch! Sofort!»

Zögernd erhoben sich die Männer, hakten einander unter, um Halt zu finden, in der einen Hand die Waffen, die andere festgekrallt im Wams eines Kameraden. An diesem Tag hatten

sich alle so oft erbrochen, dass die Mägen leer waren. Sie litten Hunger und kränkelten, wie Blackstone ihren abgezehrten Gesichtern ansah. Das Schiff lag jetzt ruhig auf dem Wasser. Meister Jennah erteilte den Befehl, das Segel zu lichten und zu sichern.

«Wir haben Gegenwind, der hilft uns nicht weiter, aber die Flut schiebt uns flussaufwärts», rief er Blackstone entgegen.
«An die Schöpfkannen!»

An Deck stand das Wasser knietief. Blackstone nahm sich ein Beispiel an dem Seemann. Er schnappte sich einen Eimer, füllte ihn mit Wasser und reichte ihn an den nächsten Mann weiter. Die anderen mussten nicht erst aufgefordert werden und legten sich sofort ins Zeug. Schwer wie das Schiff war, drohte es jeden Moment aufzusetzen. Jennah blickte auf, sah, wie der Wind Gischt und Schaum herbeischleuderte, und brüllte den Rudergängern zu, Kurs zu halten. In seichten Flussgewässern war ein solches Kommando eigentlich überflüssig, aber Männer, die ein Schiff steuerten, waren in der Regel zum Dienst auf Handelskoggen wie der *Saint Margaret* gepresst worden und hatten schon etliche Flüsse befahren.

Jennah hatte Blackstone den Verlauf des Flusses beschrieben und von den zahllosen Schlammfällen berichtet wie auch von dem Ödland, das sich bis zu den Wäldern am Horizont erstreckte. Erreichten sie die Flussmündung, wenn die Sonne noch über ihren Köpfen stand, hatte Jennah mit verbissener Miene voll böser Vorahnungen gesagt, müssten sie, spätestens, wenn sie in der Ferne eine Kirchenglocke hörten, die letzte

Solange Prinz Edward den Süden unsicher machte, stand König Johann II. unter großem Druck. Man erwartete seine Hilfe, doch ihm fehlten Soldaten. Étienne Marcel, der Vogt der Kaufleute von Paris, streute Salz in die Wunden, indem er sich einverstanden erklärte, Sondersteuern zu erheben, um ein Heer zu finanzieren, aber nur unter der Bedingung, dass der König dem dritten Stand eine Mitsprache an der königlichen Finanzpolitik zusicherte. Prinz Edward hatte nicht nur Ländereien im Süden dazugewonnen, sondern sich auch die Gefolgschaft regionaler Herren erkauft wie die von Jean le Galand, dem Seigneur de Limeuil. In den vergangenen zehn Jahren hatte dieser nicht weniger als fünfmal die Seiten gewechselt. So hatte er Johanns Vater an König Edward verraten, um anschließend wieder reumütig den Franzosen Treue zu geloben. Gaillard de Durfort war ein weiterer Edelmann, der seine Loyalität verkaufte, motiviert von regionalen Interessen und Misshelligkeiten, die zu Konflikten mit einem anderen Herrn der Region geführt hatten. Ihre Lehensgüter waren so autonom, wie sie es wünschten, und sie verpflichteten sich zur Treue nur einem Herrn ihrer Wahl, für gewöhnlich dem, der ihnen von größtem Nutzen war. Man kann für den französischen König, der sich solch bedrückenden Umständen ausgesetzt sah, durchaus Mitleid empfinden. Es war höchste Zeit für ihn, sich der Engländer und der Verräter ein für alle Mal zu entledigen.

Der Prince of Wales rechnete mit der Ankunft seines Vaters, doch seine versprochene Invasion ließ auf sich warten. König

Edward war darüber informiert, dass der französische König ein großes Heer aufstellte, und glaubte, dass sein Sohn den französischen Streitkräften unterlegen sein würde. Ein Mittelsmann wurde geschickt mit dem Auftrag, dem Prinzen zu erklären, dass er die Waffen strecken und nach Hause zurückkehren dürfe, ohne an Ansehen zu verlieren – in meiner Geschichte ist dieser Gesandte Pater Niccolò Torellini, eine fiktive Figur, die dem Umstand Rechnung trägt, dass der englische König enge Beziehungen nach Italien unterhielt. Historiker mögen darüber streiten, ob der Prinz zu fliehen versuchte, als er von dem französischen Heer gestellt wurde. Vieles spricht allerdings dafür, dass er den Ort der Schlacht sorgfältig ausgesucht hat.

Die Schlacht von Poitiers bereitete dem mächtigen französischen Heer die vielleicht größte Niederlage überhaupt. Anders als in Crécy waren die englischen und walisischen Bogenschützen nicht besonders effektiv, da es ihnen an Pfeilen mangelte. Poitiers war ein Kampf zwischen Landsknechten, die sich wie Schwergewichtskontrahenten schlügen. Einfach ausgedrückt, hatten die Engländer die bessere Führung und waren traditionell ihrem einen Kommandeur, dem König, absolut loyal, während die Franzosen um der Familienehre willen kämpften und mit dem Ziel, ihren Ruhm zu mehren. Ihr Mut stand außer Frage, aber ihnen fehlte der Zusammenhalt im Kampf. König Johanns Tapferkeit wurde auf dem Schlachtfeld von allen anerkannt. Er schwang seine Streitaxt und wäre im Getümmel fast untergegangen. Sein vierzehnjähriger Sohn

Philippe stand ihm zur Seite und warnte lauthals vor Attacken seiner Feinde. Den größten Fehler machte Johann, als er seine Hauptstreitkräfte zu Fuß angreifen ließ. Er glaubte offenbar, den Erfolg der Engländer bei Crécy kopieren zu können, sah aber nicht, dass die englischen Fußsoldaten vor allem Defensivaufgaben leisteten und in dieser Funktion herausragten. Sie mussten nicht bergen gegen den Feind marschieren. Die Franzosen waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Nachdem die französische Kavallerie die englischen Reihen gesprengt hatte, kämpfte der Dauphin zu Fuß weiter, wurde aber dann vom König zurückbeordert und in Sicherheit gebracht. Gleichzeitig zog der Herzog von Orléans, der Bruder des Königs, seine Truppen ab. Warum, konnte nie geklärt werden. War Feigheit der Grund oder ein Missverständnis? Jedenfalls war damit die Niederlage der Franzosen besiegelt.

In einer letzten gewagten Wette auf den Sieg befahl Prinz Edward seinem gascognischen Kommandeur Jean de Grailly, mit hundert Männern hinter die französischen Linien zu reiten. Als das Banner des Heiligen Georg hinter den Franzosen auftauchte, riskierte der Prinz alles, indem er die Bodentruppen abzog und alle Männer, die ein Pferd reiten konnten, den Hauptteil der französischen Armee angreifen ließ. Dieser Zug entschied die Schlacht.

Nach Poitiers wurden viele englische Kämpfer aus dem Kriegsdienst entlassen, und wie alle Soldaten, für die es keine Verwendung gab, verdingten sie sich als Glücksritter. In

Horden zogen sie plündernd und brandschatzend durch die Lande. Nach einem Besuch in Frankreich schrieb der italienische Dichter Petrarca: *Überall waren Betrübnis, Zerstörung und Trostlosigkeit ... Narben der Niederlage.*

Das Einfallstor nach Italien stand offen. Die Visconti von Mailand waren die vorherrschende Macht. Die Soldaten, die sie in ihren Dienst stellten – mehrheitlich deutsche und ungarische Söldner –, trugen zur allgemeinen Anarchie bei. Viele Engländer, von Mönchen über die Alpen geführt, kämpften als *condottieri* für Florenz gegen die papstfeindlichen Mailänder.

Diesen Weg beschritt auch Thomas Blackstone auf seiner Reise.

David Gilman
Devonshire